

# Jenseits der Alpen.

Novelle von Leopold Sächse.

(Fortsetzung.)

Mit sichtbarem Interesse hatte das junge Mädchen der kurzen Schilderung gelauscht. Eine Fortsetzung der Unterhaltung wurde aber durch die Ankunft des Postwagens verhindert, der die Fußgänger wieder eingeholt hatte. Der Conducteur hat die Herrschaften einzusteigen, da hier wieder rascher gefahren würde.

Sich leicht gegen die beiden Herren verneigend, wandte sich Aurora von ihnen ab und dem Wagen zu, dessen Thür der Conducteur ihr geöffnet hielt. Die beiden jungen Männer nahmen ebenfalls ihre Plätze wieder ein; der Postillon trieb die Pferde an, die schon ohnehin dem Stalle zueilten, und noch vor Mittag hielt der Wagen vor dem alten, halb in die Felsen eingelassenen Gasthause zum Splügen.

Kaum standen die Pferde, als der Lieutenant schon aus dem Wagen sprang, um der jungen Dame beim Aussteigen behülflich sein zu können. Statt der kleinen Hand aber, welche sich auf die seine stützen sollte, legte sich eine große, schon etwas runzelige, auf seinen Arm, nämlich die des alten Herrn, in dessen Begleitung der Lieutenant Aurora zuerst gesehen hatte; langsam und schwerfällig kletterten zwei ziemlich geschwollene Beine auf den Wagentritt, dann auf die Erde, worauf der Eigenthümer derselben dem jungen Manne verbindlich für seine Aufmerksamkeit dankte. Dieser stand noch ziemlich verdutzt da, als das junge Mädchen, die den Wagen schon von der andern Seite verlassen hatte, in Begleitung der ältern Dame ins Haus trat.

## Zweites Capitel.

### Die Filanda.

Nicht weit von dem östlichen Arme des Comersees erhebt sich auf einem flachen Hügel des grünen Uferlandes ein großes umfangreiches Bauwerk, dessen lang hingestreckte, weiße Mauern von einem kleinen Glockenthurme und dieser wieder von einer walbigen Bergwand überragt werden. Die zuerst sanft anschwellende Steigung des Berges wird mit der zunehmenden Höhe immer steiler und endet oben in allerlei wunderlich geformten Spizen und Kegeln. Hier, wo der nackte Fels keine Vegetation mehr aufkommen läßt, dringt aus einer der vielen Spalten des bläulichen Gesteins ein kräftiger Quell, erst in hohen, fast zu Schaum zerfließenden Cascaden, dann in kurzen Sprüngen strebt er dem Thale zu und sucht sich zwischen Kiesel und Marmorstücken, die er alle rund und blank polirt, ein tiefes Bett. Bevor es dem muntern Bergwasser aber vergönnt ist, seine klaren Wellen mit den blauen Gluthen des Sees zu mischen, muß es erst dem menschlichen Kunstfleiß dienstbar werden. Sein ursprünglicher Lauf wird verändert durch einen Canal, welcher in dem Hosraume des vorhin erwähnten Gebäudes ein großes Bassin füllt; nach dieser unfreiwilligen Unterbrechung eilt es dann aber fast in gerader Richtung dem Seeufer zu.

Das Gebäude, das man seiner malerischen Lage und soliden Bauart zufolge eher für ein Schloß, als eine Fabrikanlage halten möchte, ist eine Filanda oder Seidenspinnerei.

In einem einfach aber gefällig ausgestatteten Zimmer des Hauptgebäudes saß ein junger Mann an einem runden Tische, auf dem noch die Reste des Frühstückes standen. Er hatte ein Blatt der Mailänder »Perseveranza« vor sich, schien aber nicht zu lesen, denn seine großen grauen Augen blickten mit einem Ausdruck auf das Papier, als sähen sie etwas weit Angenehmeres, als Nachrichten über Po-

litik und Tagesneuigkeiten. Dann nahm er einen Bleistift hervor und warf mehrere kleine Köpfe in leichten Umriffen auf den Rand der Zeitung. »Ja, so sah sie aus,« sprach er dann halblaut, indem er den zuletzt gefertigten betrachtete. »Im Profil ist die Nase etwas zu stark hervortretend, um vollkommen schön zu sein, und doch, wie lieblich, wie geistvoll, wie schön klang das Deutsche in ihrem Munde!« Träumend hafieten seine Blicke einige Minuten auf dem Papiere, dann stand er auf, riß den Randstreifen mit den Zeichnungen von dem Blatte, warf ihn auf die glimmenden Kohlen des Kaminfeuers und verließ das Zimmer.

Es war Saluto, der Inspector dieser Anlage, der erst am Abend vorher von einer Reise aus der Schweiz zurückgekehrt war. In den ersten Morgenstunden hatte er die Berichte der Aufseher entgegen genommen, Notizen eingetragen, Briefe geschrieben, und begann jetzt in der Fabrik die Runde zu machen.

Mit Genußthung bemerkte er die überall herrschende Thätigkeit, die Ordnung und vorzüglich die allgemeine Fröhlichkeit der Arbeitenden. Er durfte es sich gestehen: Die Zufriedenheit aller Theilhabenden, der glänzende Ertrag sowie der blühende Zustand der Anstalt überhaupt, auf die sein Oheim mit Stolz blickte und mancher der umwohnenden Seidenspinner mit Neid, war größtentheils sein Verdienst; und wenn er nicht das Interesse des Eigenthümers und Besitzers daran haben konnte, so fühlte er dafür das noch lebhaftere und wärmere des Schöpfers für sein Werk.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Magus von Helmstedt.

—r Kurz vor der Aufhebung der Universität Helmstedt, die von Herzog Julius 1575 gestiftet und von König Jerome am 10. December 1809 aufgehoben wurde, starb daselbst ein Mann, der

*Leipzig, 1865 N. 296 am 30 Octbr.*

Zeit so charakteristische Erscheinung war, daß er noch lange Zeit nach seinem Tode im Munde des Volkes lebte. Gewohnt, nur Außerordentliches von ihm zu hören, erzählte man sich nach seinem Tode: er habe an seinem Sterbetage eine große Gesellschaft von Herren und Damen geladen und zu Tisch geführt, dann sei er, seine Abwesenheit entschuldigend, weil ersticken werde, in das Nebenzimmer gegangen, woselbst er sich zu Bett gelegt habe. Die Thür sei offen geblieben, die Unterhaltung noch eine Weile fortgeführt worden, da Jedermann die Sache für einen Scherz gehalten habe, dann aber sei von seiner Seite keine Antwort mehr erfolgt — weil er todt gewesen. Diese Anekdote wird gewiß viel erzählt und viel geglaubt worden sein, denn man war so daran gewöhnt, von dem Manne, auf den sie sich bezog, nur Wunderbares und Unglaubliches zu hören, daß dies nicht zu den besonders auffallenden Geschichten, die über ihn cursirten, gehörte.

Dieser Mann war der Hofrath und Professor Gottfried Christoph Beireis, der in Folge seiner Gelehrsamkeit hochberühmt, durch seine seltsamen persönlichen Eigenschaften vielbesprochen, vom großen Publicum für einen Magus und Wunderthäter gehalten wurde. Die vornehmsten und bedeutendsten Menschen seines Zeitalters suchten seine Bekanntschaft, darunter ist namentlich Goethe zu nennen, der ihn in Gesellschaft der Herzöge von Weimar und Braunschweig in Helmstedt besuchte und seine Sammlungen besichtigte.

Diese Sammlungen waren zum Theil die Ursache seines mystischen Rufes. Beireis besaß physikalische Apparate von einer für die damalige Zeit großen Vollkommenheit, Mineralien, ein Herbarium, zoologische Seltenheiten und sonstige Raritäten, welche heutzutage kaum mehr besondere Aufmerksamkeit erwecken könnten,

die aber damals viel angestaunt und überschätzt wurden. Da er als Arzt und Wohlthäter viel mit ungebildeten und einfachen Menschen zusammenkam, wie denn überhaupt die Intelligenz in dem kleinen Helmstedt und der Umgegend damals nicht groß gewesen sein mag, so entstanden immer neue, immer unglaublichere Geschichten, bis diese zuletzt so allgemein und fest als wahr angenommen wurden, daß manche Reisende aus bloßer Neugierde nach Helmstedt kamen, den Mann zu sehen, den der Volksmund so seltsam schilderte. Diese Besuche vermehrten dann den geheimnißvollen Eindruck: ein Mann, den Fürsten und Gelehrte aufsuchten und ehrten, konnte kein gewöhnlicher Mensch sein, und so steigerte sich die Geltung und der Ruhm des Helmstedter Magus, bis er selbst davon verblendet wurde und es nicht unter seiner Würde hielt, die Leichtgläubigkeit der Menge zu benutzen, um sich mit einem Nimbus zu umgeben, der sogar seine Schüler und viele kluge Leute glauben machte, daß er im Besitze geheimer Wunderkräfte und übernatürlicher Kenntnisse sei.

Die damals noch nicht zum Gemeingute gewordenen Kenntnisse der Wirkungen des Phosphors, der Electricität u. s. w. gaben viel Veranlassung zu Scherzen. Wenn der berühmte Professor von Landleuten consultirt wurde und diese nun auch ein Kunststück zu sehen wünschten, so durfte Beireis nur ein Phosphorhölzchen an der Schuhsohle anzünden und der einfache Zuschauer ging nach Hause und berichtete seltsame Dinge von dem Wundermanne, der Feuer aus der Schuhsohle hervorgebracht hatte u. dgl. m. Mit der Luftpumpe und der Elektrisirmaschine ließ sich schon effectvoller agiren.

Wieviel übertriebene und unsinnige Nachrichten von Beireis verbreitet waren, bewies auch der Verkauf seiner Sammlungen nach seinem Tode. Manches war allerdings sehr werthvoll und

interessant, aber gerade diejenigen Stücke, welche am meisten die Neugierde gereizt hatten, fanden sich entweder gar nicht oder in ganz anderem Zustande, als man erwartet hatte.

So namentlich der große Diamant, von dessen Vorhandensein stets Beireis selbst sprach, der alle vorhandenen Steine dieser Art an Größe und Werth übertreffen sollte und den er sogar Goethe gezeigt hatte. Man fand davon keine Spur und wahrscheinlich hatte der Magus für gut befunden, ihn zu entfernen, damit sein Ruf nach seinem Tode einen nicht gar zu harten Stoß erleide. Allerdings konnte er einsichtige Männer nicht täuschen und Goethe schrieb darüber: „Und so war denn unser Aufenthalt in Helmstedt durch die größte Robomontade unseres wunderlichen Freundes recht eigentlich gekrönt.“

Uebrigens war der Hofrath in der That im Besitze sehr einträglicher chemischer Kenntnisse, namentlich in der Farbensabrikation. Er verdiente dadurch sehr viel Geld namentlich von Holland aus, wohin er seine Recepte verkaufte. Wenn er im Allgemeinen ein geheimnißvolles Wesen annahm, so geschah es zum Theil, um die Concurrenz zu täuschen und fernzuhalten.

Beireis war nie vermählt. Kurz vor seinem Tode, ja fast unmittelbar vorher, feierte er sein fünfzigjähriges Jubiläum. Sein Grab befand sich auf dem Kirchhof von St. Stephan. Niemand kennt heute die Stätte, wo der Magus ruht. Er ist mehrfach von Schriftstellern biographisirt und als Romanheld behandelt worden.

\* Die berühmte Pianistin Frau Wilhelmine Szarvady, geb. Claus, wird diesen Winter eine Kunstreise durch Deutschland machen und hoffentlich auch in Braunschweig concertiren.



büschu bei Angora, und in der Nähe dieser Stadt begraben, wo sein Grab ein vielbesuchter Wallfahrtsort ist. Er starb im J. d. H. 876 (1471). (Aali). (v. Hammer.)

**BEIRAMPASCHA** **بیرام باشا**, dessen eigentlicher Name David Paschali Beiram Ischelebi ist, Großvezier des Sultans Murad IV. der sich vom gemeinen Janitscharen zur obersten Würde des Reiches empor schwang, die er, nachdem er die Statthalterschaften von Aegypten und Rumili und die Stelle eines Kaimakam begleitet hatte, im J. d. H. 1046 (1636) erhielt. Er ordnete die Zurüstungen zum Feldzuge gegen Erivan an, begleitete den Sultan auf dem Marsche, und starb eine Tagereise vor Koba (Edessa), im J. d. H. 1048 (1638). Sein Leichnam wurde nach Konstantinopel gebracht, und in dem von ihm selbst erbauten Mausoleum in der Nähe von Aivretbasar bestattet. Außerdem hinterließ er noch manche fromme Stiftungen und Gebäude als Denkmale verdienstvoller Thätigkeit (Feslike). (v. Hammer.)

**BEIREIS** (Gottfried Christoph), herzogl. braunschweigischer Leibarzt und Hofrath, Professor der Naturgeschichte, Physik, Botanik, Therapeutik, Chemie, Chirurgie und Pharmaceutik zu Helmstädt, zugleich in vielfacher Hinsicht eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen in der Menschenwelt, war den 28. Febr. 1730 in der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen geboren. Ein ungewöhnlicher Ernst, eine außerordentliche Reizbarkeit, glühende Imagination und Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit dem treuesten Gedächtnisse und großer Wißbegierde, die schon den Knaben, wie nachher den Jüngling und den Mann auszeichneten, bestimmten den Vater, der in Mühlhausen die Stelle eines Polizeidirektors bekleidete, der wissenschaftlichen Erziehung und Ausbildung seines Sohnes allen Fleiß zu widmen. Dieser hatte in alten und neuen Sprachen, in Mathematik, Physik und Geschichte, und nebenbei in Musik und selbst in gymnastischen Übungen es ungemein weit gebracht, als er 1750 die Hochschule zu Jena bezog, wo er nach dem Wunsche seiner Mutter (der Vater war 1745 gestorben), drei Jahre lang, die Rechte als Brodwissenschaft, aus Neigung aber Mathematik, Physik, Chemie und Medizin studirte, und auch schon damals das Professoramt im Auge hatte. Bereichert mit einer Fülle von Kenntnissen in den verschiedensten Fächern der Wissenschaften, verließ er Jena, und begab sich auf Reisen. Die Mittel zur Bestreitung der nöthigen Kosten verschaffte ihm, der freiwillig auf alle häusliche Unterstützung verzichtete, und selbst seiner Mutter in ihren beschränkten Umständen Gutes erwies, seine chemischen Versuche in Farben, besonders die Erfindung einer schönen rothen Farbe, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem gewöhnlichen aus thierischem Stoffe bereiteten Carmine, zwar auch mit diesem Namen belegt wurde, ihren Grundstoff aber im Mineralreiche hatte. Der Verkauf dieser Farbe nicht nur, sondern auch die Abtretung vortheilhafter chemischer Geheimnisse an Fabriken und einzelne Personen gegen ein angemessenes Honorar, verschafften ihm überflüssig, was er bedurfte. Auf den Reisen selbst, auf denen er bis nach Aegypten gekommen seyn wollte, die aber wahrscheinlich nicht über Frankreich, Italien, die Schweiz, Hol-

land und mehrere Theile von Deutschland hinaus gingen, liegt in Hinsicht auf ihr Detail, ein undurchdringlicher Schleier, den der mysteriöse Mann zu lüften nicht geneigt war. Im September 1756 kam er unvermuthet nach Thüringen zurück, und brachte noch eine Kiste voll von seiner schönen rothen Farbe, und bedeutende Summen Geldes mit, wodurch er zuerst den Ruf von seinem Reichthume begründete, von dem in der Folge viel Uebertriebenes verbreitet wurde. Im October dieses Jahres begab er sich nach Helmstädt, ließ sich als Student einschreiben, und studirte (vornehmlich unter Heister) mit solchem Eifer medizinische und chirurgische Wissenschaften, und erwarb sich daneben durch eine glückliche Behandlung von Kranken so viel Ansehen und Zutrauen, daß er schon im April 1759 zum ordentlichen Professor der Physik erwählt wurde, ohne zuvor ein außerordentliches Lehramt bekleidet zu haben. Im J. 1762 erhielt er das ordentliche Lehramt der Medizin, und 1767 den Charakter eines herzogl. braunschweigischen Hofraths. Ein Jahr darauf wurde ihm auch der chirurgische Lehrstuhl übertragen, und 1802 ernannte ihn der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu seinem Leibarzte. Seine Thätigkeit und Anstrengung als akademischer Lehrer, die bis ins höchste Alter ununterbrochen fort dauerte, war eben so groß als verdienstlich, indem er die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange vortrug und durch Experimente erläuterte, über Naturgeschichte im Allgemeinen und in ihren verschiedenen Zweigen, las; die Botanik in Verbindung mit Exkursionen lehrte; mineralogische, und insbesondere metallurgische Vorlesungen, und über die Bergwerkskunde, hielt; in der theoretischen und Experimentalchemie Unterricht gab; der Symotechnik und der Farbenlehre einige Stunden widmete; in der Oekonomie, Gartenkultur, Forstwissenschaft unterrichtete; die Grundsätze der Naturlehre und der Mathematik auf die Optik, Hydrostatik, Hydraulik und Mechanik, bei dem Vortrage dieser Wissenschaften, anwandte, Halotechnik docirte: daß er außer diesen, zum Theil von seinen eigentlichen Fächern sehr entfernt liegenden Vorträgen, auf den eigentlichen Gegenstand seines Lehramtes, die medizinischen Kollegien im ganzen Umfange des Wortes, sein besonderes Augenmerk richtete, und doch daneben noch Zeit zu gewinnen wußte zu Lehrstunden über Musik, Ästhetik, Malerei, Numismatik, besonders der Alten, Anleitung mit Nutzen zu reisen u. s. w. Die Nützlichkeit aller dieser Vorlesungen, die sich durch Gründlichkeit, logische Genauigkeit, warmen Eifer und einen belebten Vortrag charakterisirten, wurde sehr erhöht durch die wichtigen und seltenen Sammlungen von Natur- und Kunstschätzen, die Beireis besaß, und durch seine ansehnliche Bibliothek. Sein ganzes großes Haus, das er allein mit einem Bedienten bewohnte, dessen Frau seinen einfachen Haushalt besorgte (denn er blieb unverheirathet), war mit Produkten der Natur und Kunst ganz angefüllt, und enthielt Schätze, wie sie nie ein Privatmann in Deutschland beisammen hatte. Seine in 17 Kabinete vertheilten Sammlungen erstreckten sich auf Gemälde, Münzen, Instrumente, Automate, physische Präparate und Naturalien aller Art. Unter ihnen zeichneten sich besonders aus: die physiologisch-anatomischen Präparate, und unter diesen,



als einzig, die von dem berühmten Lieberkühn insicirten; eine große Sammlung von Gemälden, worin viele Originalien der größten Meister, insbesondere von der deutschen Schule befindlich waren; die Naturalien-, insonderheit Mineralien-Sammlung; die astronomischen, mathematischen und physikalischen Instrumente, worunter sich die für die Geschichte der Erfindungen merkwürdigen Instrumente des Otto von Guericke befanden; der chirurgische Apparat, größtentheils aus dem Heisterschen Nachlasse; das Münzkabinet, welches viele schöne wohlerhaltene Exemplare aus dem Alterthum, auch viele Goldmünzen enthielt; die Hahnsche Rechenmaschine, die Baucansonischen Automate, eine sogenannte Zauberuhr von Drog und das mechanische Kabinet überhaupt \*). Beireis war sehr gefällig, einer Menge Besuchender, unter denen oft auch fürstliche Personen waren, seine Kunstschätze zu zeigen, die er aber mit auffallender Charlatanerie selbst zu rühmen und ungemessen als einzig, unübertrefflich und unbezahlbar zu preisen pflegte \*\*). Es war überhaupt eine auffallende Schwäche an Beireis, daß er seinen Reichthum gern zur Schau legte. Er bediente sich in dieser Hinsicht prächtiger Meubles, servirte seine Gäste auf Silber, brachte ungeheure Stangen Goldes in seine Kollegien, trug kostbare Ringe an den Fingern, und behauptete, daß er immer wenigstens 10,000 Thlr. vorräthig habe, um in vorkommendem Falle für seine Kabinette wichtige Acquisitionen zu machen. Viele seiner Zeitgenossen hielten ihn deshalb für eine Art von Wunderthäter, oder für einen in geheimen Künsten wohl bewanderten Adepten, dem nichts unmöglich sey. Aber nicht die Kunst Gold zu machen, wie er wol zuweilen rühmte, auch nicht der Zauberei, wie Aberglauben und Unwissenheit zu behaupten geneigt waren, sondern seiner ausgebreiteten medizinischen Praxis, den hohen Kollegiengeldern, besonders für Privatissima, und wol am meisten seinen chemischen Erfindungen verdankte er die Mittel zur Anschaffung der vielen und kostbaren Natur- und Kunstschätze, die er besaß. Zu diesen Erfindungen gehörte, außer der oben genannten rothe Farbe, eine den Indigo ersetzende blaue Farbe auf Tuch, und ein chemischer Prozeß,

der aus dem Kobalte ging, für dessen Mittheilung ihm von einer sächsischen Bergwerksbehörde mehre 1000 Thlr. geboten wurden; ferner, eine Methode ohne Potasche blau zu färben, wofür ihm ähnliche Anträge gemacht waren; ein vorzüglich schönes rothes und blaues Sigellack; die Fabrication eines wohlfeilen und guten Essigs, und eines Brantweins, der an Geschmack und Geist vom echten Franzbrantwein nicht zu unterscheiden war, u. dgl. m. — Als ungemein glücklicher praktischer Arzt hat er sich in einem weiten Umkreise sehr verdient gemacht, wobei die Uneigennützigkeit zu rühmen ist, mit der er auch dem Armen diente †). Auswärtigen, die sich häufig an ihn wandten, seinen Beistand nie versagend, unternahm er noch im hohen Alter Krankenreisen bis nach Hanover, und selbst nach Berlin. Bei einem reizbaren Gefühle, einem heftigen Temperamente, einem ungemäßigten Ehrgeize und viel Eitelkeit, besaß er ein menschenfreundliches Herz und thätiges Wohlwollen gegen Jedermann. Hohe Frömmigkeit, fast an Bigotterie gränzend, war das Grundprincip seines moralischen Charakters. Treu und fest hing er an den Dogmen der geoffenbarten Religion, vertheidigte die Lehren und Erzählungen der Bibel mit lebhaftem Eifer, und, die angezeigten Schwächen ausgenommen, war über seine Redlichkeit und Rechtschaffenheit nur Eine Stimme. In Gesellschaften ward er, trotz seiner altmodischen Kleidung, sehr gern gesehen, da sein leichter, gefälliger und treffender Witz alle Anwesenden erheiterte. Ueberhaupt war seine Unterhaltung lehrreich und angenehm, geistvoll und lebendig, reich an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, aber auch prunkend. Öffentliche Vergnügungsorter pflegte er nicht zu besuchen, denn der größte Theil seiner Zeit war seinen Vorlesungen, deren er manchmal bis auf 13 hielt, einer medizinischen Praxis, wie sie selten ein Arzt hatte, dem ausgebreitetsten Briefwechsel mit Kranken nicht nur, sondern auch mit Gelehrten, Künstlern, Alchemisten u. dgl., die sich häufig an ihn wandten, den zahlreichen Besuchen von Fremden, die seine Merkwürdigkeiten sehen wollten, chemischen Arbeiten und dem Fortschreiten in wissenschaftlicher Erkenntniß gewidmet. Vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht, worin er öfters kaum drei Stunden des Schlafes genoß, war jeder Augenblick bei ihm ausgefüllt, und selbst zu seinen Mahlzeiten gönnte er sich kaum eine Viertelstunde, wobei er noch dazu zu lesen pflegte. In seiner Lebensweise äußerst einfach und mäßig, erreichte er ein Alter von 80 Jahren, und starb d. 17. Sept. 1809, nachdem er kurz zuvor noch den Jubeltag der Doctorwürde und der 50jährigen Amtsführung als Professor mit jugendlicher Kraft und Munterkeit gefeiert hatte. Seine mathematischen, astronomischen und physikalischen Instrumente hatte er testamentlich der Universität Helmstädt vermacht, aber seine übrigen Samlungen und seine große Bibliothek wurden zerstreut, und seine chemischen Erfindungen gingen größtentheils mit ihm zu Grabe. Denn was er der Welt in Schriften mittheilte, ist von geringer Bedeutung. Außer einigen Dissertationen, physiologischen Inhalts, und

\*) Einiges von Beireis's Apparate ist beschrieben in Fabri's geogr. Magaz. 8. St. 461—466. und in den Zeitgenossen 8. St. 117—122. \*\*) Dies war besonders der Fall mit einem ungeheuern rohen Diamant, größer als ein Hühnerrei und 6400 Karat am Gewicht haltend, den er den Neugierigen zu zeigen pflegte. Beireis versicherte, ihn aus Ostindien, wo er lange versteckt gelegen, glücklich herbei geschafft zu haben. War der Stein echt, so konnte er freilich von allen Monarchen Europas zusammen nicht bezahlt werden. Er habe, pflegte er ferner zu erzählen, den Stein der chemischen Feuerprobe unterworfen, und die Verminderung, die er dadurch erlitten, betrage den Werth von sechs Millionen Thaler. Würde man ihn zu einem Brillanten schleifen lassen, so würde das Schleifen allein eine halbe Million Thaler kosten. Das alles war aber nur Prahlerei gegen besseres Wissen. Wenn Fremde zu ihm kamen, unter denen er einen Chemiker oder Mineralogen vermutete, so wußte er immer eine Ausflucht, die ihn der Verlegenheit überhob, den Stein zu zeigen. Doch war der Obermedizinalrath Klapproth in Berlin so glücklich ihn zu sehen, und er fand nichts weiter darin, als ein übrigens durch seine Größe ausgezeichnetes Topasgeschlebe, dergleichen kleinere hier und da in Samlungen unter dem Namen madagastarische Kiesel vorkommen. Dieser angebliche Diamant hat sich nach Beireis's Tode nicht gefunden. Er selber soll ihn durchs Feuer vernichtet haben.

†) Ueberhaupt soll ihm, nach Aussage einer seiner Zuhörer und sorgfältigen Beobachter, die Praxis mehr Ehre als Geld gebracht haben. (H.)



einer Rede *De notis, quibus numi antiqui genuini a fictis discerni queant*. Helmst. 1793. 8. lieferte er nur Aufsätze zu der in Helmst. von Schirach, Henke, Bruns und Günther unter den Titeln: *Ephemerides, Commentarii etc.* herausgegebenen gelehrten Zeitung, einige Abhandlungen über Gegenstände der Kunst in Meusel's Miscellaneen; desgleichen über naturhistorische und physikalische Merkwürdigkeiten und Entdeckungen in den Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, und Einiges in der leipziger Monatsschrift von Leske, Funk und Hindenburg. Außer den gedruckten Dissertationen haben sich unter seinen Papieren die Concepte von 15 öffentlich gehaltenen Reden von nicht unwichtigem Inhalte, und mehrere kleine Gedichte gefunden, die, wenn sie gleich nicht einen höheren Genius der Poesie bezeugen, doch nicht ohne interessante Gedanken und angenehme Bilder seyn sollen. Besonders glücklich war er in Chronodistichis, und ohne sich lange zu besinnen, konnte er den Sinn eines Verses auf drei- bis vierfache Weise in deutscher und lateinischer Sprache ausdrücken. Sein hinterlassenes Vermögen, das anfänglich zu 150.000 Thlr. angegeben wurde, betrug kaum die Hälfte dieser Summe \*).

(Baur.)

Beirut, s. Berytus.

Beisasse, s. Bürger — u. Stadtrechte.

Beischeer, s. Konieh.

Beischlaf, Beischläferin, s. Concubinat u. Zeugung.

**BEISITZER** (*Assessores*), nent man die Mitglieder der administrativen und gerichtlichen Kollegien, an deren Spitze ein Direktor, Präsident, oder sonstiger Vorstand sich befindet. — Man unterscheidet in dieser Hinsicht, Beisitzer mit Sitz und Stimme, und Beisitzer, welche zwar Sitz im Kollegio, aber doch keine Stimme, wenigstens keine entscheidende, sondern nur eine beratende Stimme haben. Die Abstufung beider Klassen von Beisitzern, ist nach der besondern Organisation der einzelnen Kollegien in den einzelnen Staaten, sehr verschieden, und eben so verschieden ist ihre Benennung. So z. B. heißen die Beisitzer der administrativen Kollegien, Regierungsräthe, Finanzräthe, Domänenräthe, Zollräthe, Posträthe, Salinenräthe, Bergräthe u. s. w.; die der gerichtlichen Kollegien, Oberappellationsräthe, Justizräthe, Hofräthe, Kanzleiräthe, Oberlandesgerichtsräthe, Hofgerichtsassessoren u. s. w. So z. B. unterscheidet man bei denen, welche Sitz und Stimme haben, ordentliche und außerordentliche, je nachdem letztere über die Zahl der fundirten wirklichen Stellen angelegt sind, und erst nach und nach in jene fundirten Stellen, der Anciennetät nach, einzurücken können. Und so finden endlich, in Betref der Beisitzer ohne

Stimme gleichfalls mannigfache Abstufungen Statt, die dann wieder mit eigenthümlichen Namen z. B. Auditoren, Referendarien, Auscultatoren u. s. w. bezeichnet werden. — Nach römischem Rechte waren alle Assessoren bei gerichtlichen Stellen, ohne entscheidende Stimme, wiewol sie eine beratende hatten, denn die Gerichtsbarkeit war bei den Römern nur das Attribut des Richters, nicht eines aus mehreren gleichbefugten Mitgliedern zusammengesetzten Gerichts. Bei uns ist es anders, und so vertritt auch immer der älteste Beisitzer die Stelle des Vorstandes in dessen Abwesenheit. (Spangenberg.)

**BEISPIEL**, nent man jedes Besondere, welches zu dem Zwecke vorgestellt wird, einen allgemeinen Satz zu bewähren, zu erläutern, und die Anwendung desselben zu befördern. Ein allgemeiner Satz ist entweder ein Gesetz der Vernunft, eine Regel des Verstandes, oder nur erfahrungsmäßig und allgemeine Behauptung. In dem ersten Falle, wo eine eigentliche Bewährung nicht nöthig ist, dienen Beispiele nur zur Erläuterung, sind eine bloße Hinweisung auf Einzelnes, um die Nichtigkeit der Regel daran bemerkbar zu machen; in dem andern Falle, wo Bewährung und Beglaubigung nöthig ist, sollen sie häufig die Beweise ersetzen, und thun es durch Berufung auf Erfahrung und Auctorität, wobei es an Ausnahmen von der Regel nie fehlen kann, für die sich denn wieder Beispiele anführen lassen. Man sieht, daß in diesem letzten Falle von den Beispielen nur ein behutsamer Gebrauch gemacht werden darf, wenn nicht, mit oder ohne Bewußtseyn, durch Erschleichungsfehler ein Satz zum allgemeinen erhoben werden soll, der es nicht ist. Um so behutsamer muß man damit seyn, da jedes Beispiel dient, das Urtheil in einzelnen Fällen zu bestimmen, wodurch es im Praktischen den entschiedensten Einfluß gewinnt. Was man aber von der Macht des Beispiels im Leben sagt, das gilt von jedem Beispiel. Das Beispiel, als das Anschaulichere, drückt sich gewöhnlich dem Gemüth tiefer ein als die allgemeine Regel selbst, oder vergegenwärtigt sich wenigstens allezeit so sehr mit derselben, daß es im Praktischen durchaus als Muster, als Vorbild dient, gleichsam als die sinnliche, lebendige Regel selbst. Von dem Beispiel abstrahiren die Meister die Regel, und darum kommt auf das gute oder böse Beispiel so viel an, und bei der Überhandnehmung böser Beispiele wird dann ein Beispiel heilsamer Strenge nöthig, woran die, welche bösen Beispielen folgten, sich ein Beispiel nehmen sollen. Die Entwicklung dieser im Leben gewöhnlichen Ausdrücke zeigt, daß die meisten Menschen nach dem Besonderen, welches sich ihrer Bemerkung aufdringt, urtheilen, daß sie durch diese Urtheile ihre eignen Handlungen bestimmen, daß ihnen dann gezeigt wird, sie hätten sehr mit Unrecht das Besondere zur allgemeinen Regel erhoben, daß die Verletzung der allgemeinen Regel an ihnen bestraft, und eben dadurch die allgemeine Regel allen andern zur allgemeinsten Richtschnur, zum Muster, aufgestellt wird.

Ofters sagt man, ein Exempel statuiren, statt ein Beispiel von Strenge geben, und gebraucht überhaupt das lateinische Wort Exempel statt Beispiel. Nur Kant wollte zwischen beiden unterschieden wissen, und sagt (*Metaph. der Sitten* 167.): „Exempel ist

48

\*) Hall. Lit. Stg. 1809. No. 337. u. 351. Wieland's neuer teutsch. Merkur 1809. Nov. 172 — 188. Jahrg. 1810. Mai 56 — 79. Pahl's liter. Eilbote 1810. No. 15. J. R. Sybel's biographische Nachrichten über den verstorbenen Hofrath Beireis, enthalten viel Unrichtiges; Hauptquelle hingegen ist die Biographie von Dr. J. J. G. Büding im 8. Heft der Zeitgenossen S. 67 — 122. Biogr. univ. T. IV. Meusel's gel. Teuschl.